

- 01) Ausländische Beschäftigte - die Antwort auf den demografischen Wandel?
Nationalatlas aktuell 15 (11.2021). Leipzig: Leibniz-Institut für
Länderkunde (IfL)

Newsletter IfL-Publikationen 14/2021

Newsletter 2. November 14/2021 2021

Guten Tag ,

mit unserem Newsletter erhalten Sie mehrmals im Jahr einen aktuellen Überblick über die Publikationen, die im Selbstverlag des Leibniz-Instituts für Länderkunde erschienen sind bzw. die wir mit herausgeben. Veröffentlichungen unserer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in anderen Verlagen finden Sie auf unserer [Website](#).

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihr IfL

Nationalatlas aktuell (online)

LEIBERT, TIM

Ausländische Beschäftigte – die Antwort auf den demografischen Wandel?

In: Nationalatlas aktuell 15 (11.2021) 7 [01.11.2021].

Leipzig: Leibniz-Institut für Länderkunde (IfL). URL:

http://aktuell.nationalatlas.de/arbeitsmarkt-7_11_2021-0-html/

Die Alterung der Erwerbsbevölkerung ist eine der größten Herausforderungen für den Wirtschaftsstandort Deutschland. Internationale Zuwanderung in den deutschen Arbeitsmarkt kann dazu beitragen, das Wirtschafts- und Beschäftigungswachstum zu sichern, wie die aktuelle Deutschlandkarte verdeutlicht [... weiterlesen](#)

Nationalatlas aktuell

Auf aktuell.nationalatlas.de veröffentlichen wir regelmäßig Beiträge zu relevanten Deutschland- und Eurothemen – mit hochwertigen Karten, anschaulichen Grafiken, zuverlässigem Datenmaterial und fundierten Analysen von Fachleuten aus der Geografie und benachbarten Disziplinen. Im Mittelpunkt der Online-Zeitschrift stehen die regionale Differenzierung sozialräumlicher Entwicklungen und die unterschiedlichen Lebensbedingungen in Deutschland und Europa. Alle Karten und Diagramme stellen wir auf Wunsch in Druckqualität zur Verfügung.
<http://aktuell.nationalatlas.de>

Beiträge zur Regionalen Geographie

SGIBNEV, WLADIMIR

Remont: the social production of space in Central Asia
Leipzig, Leibniz-Institut für Länderkunde. 188 Seiten
Beiträge zur Regionalen Geographie, 70 / 2020

Die Arbeit behandelt die komplexen Zusammenhänge der Raumproduktion am Beispiel der nordtadschikischen Stadt Khujand. Nach einer Einführung in Theorie und Methoden erläutert der Autor die für Khujand relevanten Ideologien von Raum und Urbanität und untersucht ihre Bedeutung für aktuelle Raumproduktionsprozesse. Im zweiten Teil arbeitet er zentrale Elemente der urbanen Topographie von Khujand heraus und stellt nach einer Analyse städtischer Mobilität Khujands physischem Raum und eine breite Vielfalt urbaner Erfahrungen vor. Im dritten Teil analysiert der Autor Beispiele auf der Ebene des Staates, der Nachbarschaft und des Haushalts im Hinblick auf Lefebvres Konzept der Transduktion und stellt die zentrale Rolle von *remont* und *obod* heraus – zwei kulturell eingebetteten kreativen Konzepten, die maßgeblich an der Produktion des sozialen Raums in Khujand mitwirken.

Beiträge zur Regionalen Geographie

Reihe mit Fokus auf Forschungen zur Regionalen Geographie einschließlich ihrer Theorie und Geschichte. Die einzelnen Bände behandeln wichtige Ergebnisse aus den Forschungsfeldern des Instituts und sind mit zahlreichen Originalkarten ausgestattet.

Sie erhalten diesen kostenlosen Newsletter, weil Sie sich über die Internetseite <https://leibniz-ifl.de> dafür angemeldet haben. Wenn Sie diesen Newsletter nicht mehr erhalten möchten, klicken Sie bitte [hier](#).

Herausgeber dieses Newsletters

Leibniz-Institut für Länderkunde e.V.
Schongauerstraße 9, 04328 Leipzig
Tel.: +49 341 600 55-0 / [info\(at\)leibniz-ifl.de](mailto:info(at)leibniz-ifl.de)

Eingetragen im Vereinsregister des Amtsgerichts Leipzig, Nr. 1238
Vorstand: Prof. Dr. Sebastian Lentz
Umsatzsteuer-ID: Nr. DE 811 549 191

Verantwortlich für den Inhalt

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Dr. Peter Wittmann
Tel.: +49 341 600 55-174 / [presse\(at\)leibniz-ifl.de](mailto:presse(at)leibniz-ifl.de)

Datenschutz

Umfassende Informationen über die Verarbeitung Ihrer personenbezogenen Daten finden Sie in unserer [Datenschutzerklärung](#).

Das Leibniz-Institut für Länderkunde wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grund

02) Auf dem deutschen Friedhof im düsteren Wald von Klucken (Kluki) im östlichen Hinterpommern

Zu den novembrigen Gedenk- und Trauertagen



Gedenkstein und verrostete Kreuze

Auf dem deutschen Friedhof im düsteren Wald von Klucken (Kluki)

Schau mich an und thue mich lesn.

Was du itz, bin ich gewesn.

und was ich bin, kannst du werdn.

Wir sein alle gemacht von Erdn.

(Alte Grabinschrift in Pommern)

Dichter Wald links und rechts der schmalen Straße. Ein wechselnder Elch oder ein streunender Wolf hätten uns nicht erstaunen lassen. Hinter uns sagenhaft weiße Dünen und vor uns das zum Erinnern anregende Museumsdorf Klucken (Kluki). Wir befanden uns zwischen dem wunderschönen Garder- und dem riesigen Leba-See, die heute polnische Namen tragen: Jezioro Gardno und Jezioro Lebsko. Plötzlich tauchte linker Hand ein umzäuntes Gelände auf. Mit Eisenkreuzen im leicht welligen Gelände. Sie muteten an, als stammten sie aus der Königlichen Eisengießerei Berlins. Ein Friedhof. Offensichtlich kein katholischer, wie in Polen üblich. Als wir den wildromantischen Gottesacker betraten, hofften wir, dass er uns seine Geheimnisse offenbaren wird.

Zunächst: Wer liegt hier zur letzten Ruhe? Wir wollten unseren Augen nicht trauen, als wir an den Grabstätten geläufige Vor- und Familiennamen deutscher Herkunft entdeckten. Das gehört im erweiterten Nachkriegs-Polen durchaus nicht zu den Normalitäten. Im Gegenteil: Die von den vier

alliierten Siegermächten beschlossenen Veränderungen im deutsch-polnischen Landbesitz sind von den neuen Eigentümern zumeist bis auf den Friedhof hinein durchgesetzt worden. Gräber und Grabsteine deutschen Ursprungs verschwanden. Tilgung des Vergangenen. Doch ganz leise, ganz unauffällig geschah etwas unglaublich Gutes“: eine beginnende Korrektur dieses wenig christlichen Tuns des Gegeneinanders über den Tod hinaus. Jetzt wird auf diesem oder jenem polnischen Friedhof auch jener gedacht, die hier vor der einschneidenden Veränderung lebten und hier bestattet wurden. Wie im düsteren Wald vor Klucken auf dem zu großen Teilen erhalten gebliebenen deutschen Friedhof. Eine Tafel am Friedhofseingang informiert in polnischer, englischer und deutscher Sprache u.a.:

„Der Friedhof in Kluki wurde wahrscheinlich im 18. Jahrhundert angelegt. Er umfasst eine Fläche von 2730 Quadratmeter...Das älteste erhaltene Grabmal stammt aus dem Jahre 1877, die letzte Bestattung von 1987. Seit 1975 ist der Friedhof geschlossen und wurde 1987 ins Verzeichnis der Denkmäler eingetragen. Nach 1975 fanden zwei Bestattungen statt: von Anna Kötsch und Herman Kecz, die aus dem Dorf Kluki stammen. Im mittleren Teil des Friedhofs befindet sich ein steinerner Obelisk, der den im 1. Weltkrieg gefallenen Einwohnern des Dorfes gewidmet ist. Gusseisernen Grabmäler enthalten neben den Namen der alten slowinischen Familien aus dem Dorf Kluki – Klick, Kirk, Pallex, Ruch – oft Informationen über die Eigentums-, Berufs- und gesellschaftliche Situation der einzelnen Bewohner. Unter den Grabmälern befindet sich der Ruheplatz von Ruth Kötsch, einer bekannten Slowinzin, die sich nach 1945 vollständig der Wiederbelebung des Slowismus unter den Ortsbewohnern widmete. Sie war in den Jahren 1950-53 Gemeindevorsteher des Dorfes und ab 1963 erster Mitarbeiter des Freilichtmuseums. Ihr Grabmal wurde gespendet von dem Kulturkreis im Kreis Slupsk (Stolp). Am 29. April 1992 wurde der Friedhof dem Vorstand des Freilichtmuseums übergeben und bildet seinen Bestandteil.“

Bis 1874 wurden Kluckener Verstorbene auf dem Pustinkebach per Kahn nach Neustrelow zur Bestattung gebracht - wie heutzutage im Spreewald. Einhundert Jahre später - die letzten Kluckener waren gerade in die Bundesrepublik ausgewandert – wurde der Friedhof unter Denkmalschutz gestellt. 1987 fand die letzte Beerdigung statt. Bestandsaufnahmen in den Jahren 1992 sowie 2002/2003 ergaben 161 namentlich identifizierbare Grabmale. Darunter das von Henriette Pigorsch (1823 bis 1864). Vermutlich eine Verwandte des Schreibers dieser Zeilen.

Ein kleines, farbig gestaltetes gusseisernes Kreuz auf dem Friedhof von Klucken kündigt vom kurzen Leben dreier Kinder:

*"Hier ruhen in Gott
Heinrich (22.5.1877-10.5.1879)
Hermann (20.1.1879-10.8.1879)
Franz Musch (24.10.1887-3.2.1895)"*

In der Mitte des Geländes erinnert ein steinerner Obelisk an die aus dem Fischerdorf stammenden Gefallenen des Ersten Weltkrieges: Otto Ruch, Paul Stricker, August Kirk und andere. Ihnen ist das Bibel-Zitat aus Johannes 15, 13 gewidmet: *„Niemand hat größere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde.“*

Bis heute wird diese Geschichte erzählt: 1945 – wenige Wochen vor Ende des Zweiten Weltkrieges – übte eine Flugzeugbesatzung vom Stuka-Geschwader Stolp/Reitz mit einer Ju 87 den Bombenabwurf durch Sturzflug aus 3.500 Metern Höhe. Der junge Pilot konnte seine Maschine nicht rechtzeitig abfangen. Sie stürzte in eine sumpfige Wiese bei Klucken. Alle Bemühungen, die beiden Insassen und Teile des Flugzeuges zu bergen, waren vergeblich. Der Sumpf blieb für immer ihr Grab – nicht der Friedhof von Kluki. Die Wehrmacht errichtete an der Absturzstelle ein Holzkreuz.

Wer waren eigentlich die Slowinzen?

Die erwähnte Tafel am Eingang deutete uns ein weiteres und - wie sich zeigen sollte –entschlüsselbares Geheimnis an: *„Die gusseisernen Grabmäler enthalten die Namen der alten slowinischen Familien.“*

Verwirrung kommt auf – ruhen hier Deutsche oder Slowinzen? Wer oder was waren eigentlich Slowinzen?



Traditionelle schlichte Kreuze und etwas Modernes am Rande des Friedhofes in Klucken / Kluki

So spannend sie auch ist, doch ihre Chronik in toto darzustellen, würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen. Doch dies zum Verständnis: Slowinzen zählten zu den einst in Westpreußen und Pommern lebenden westslawischen Stämme der Kaschuben. Das Siedlungsgebiet der Slowinzen - sie selbst nannten sich auch Leba-Kaschuben - erstreckte sich etwa zwischen den Städten Stolp (Słupsk) und Leba (Łeba). Ihren Namen erhielten sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts vom russischen Wissenschaftler Alexander Hilferding, der auf diese Weise die kaschubische Volksgruppe klassifizieren wollte.

Als in einem deutschen Staat geborene Slawen besaßen sie die deutsche Staatsbürgerschaft. Ihre Historie lässt sich etwa mit denen der Sorben in der Ober- und Niederlausitz vergleichen.

Ihr Ursprung sollte den Deutschen slawisch-slowinzischer Herkunft in den Nachkriegsjahren besondere Pein bringen: Dass die Polen mit den Russen (Slawen) nicht besonders grün sind, ist nicht erst seit Massakern von Katyn im April/Mai 1940 bekannt. Dass die Polen nach den kriegerischen Ereignissen zwischen 1939 und 1945 mit den Deutschen nicht unbedingt Brüderschaft trinken wollten – zumal ihnen das preußisch-deutsche Engagement an den Teilungen ihres Vaterlandes nicht aus dem Gedächtnis verschwunden ist - , steht außer Zweifel. Nun trafen sie nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zwischen Garder- und Leba-See als „neue Herren“ auf slawische Deutsche. Oder waren es deutsche Slawen? Antipathie war noch das wenigste, was sie für die Fischer und ihre Familien empfanden.

Dabei waren es ja nur wenige. Zu Kriegsbeginn am 1. September 1939 zählten die drei Ortsteile Schmolsiner, Selesener und Zemminer Klucken ca. 660 Einwohner überwiegend evangelischer Konfession. Der Fischerort gehörte zum Kirchspiel Schmolsin sowie innerhalb des Kirchenkreises Stolp-Altstadt zur Kirchenprovinz Pommern in der Kirche der Altpreußischen Union. Letzter deutscher Geistlicher war Pfarrer Ernst Fürstenberg. Im Jahre 1939 arbeiteten in Klucken 117 landwirtschaftliche Klein- und Kleinst-Betriebe,

Sechs Kriegsjahre später, am 9. März 1945, besetzte die Rote Armee kampflos Klucken. Alle Einwohner mussten ihr Heimatdorf sofort verlassen, nachdem der Ostseeküsten-Bereich zum Sperrgebiet erklärt worden war. Im Mai durften sie zurück. Sie taten es in der trügerischen Hoffnung, „zu Hause“ bleiben zu können. Doch im Jahre 1946 erschienen die ersten Polen als neue Landbesitzer. Im Februar 1946 ermittelten sie, dass in Klucken rd. 650 Menschen wohnten. Viele gaben deutsch als ihre Nationalität an. Die polnischen Behörden verwiesen in der Nacht zum 3. Januar 1947 die Leba-Fischer ihres Heimatortes und gaben Klucken den neuen Namen Kluki. Wer bleiben wollte, hatte sich zu

entscheiden: entweder die polnische Staatsbürgerschaft annehmen oder das erweiterte Polen verlassen. Die meisten entschieden sich, die Oder in Richtung Westen zu überqueren. Die letzten – bis auf vier - verließen 1976 ihre Heimat. Geblieben sind auf dem Friedhof im düsteren Wald vor Klucken die Gräber ihrer Vorfahren.

Die da gingen, sahen sich in erster Linie als deutsche Staatsbürger. Verständlich; denn das einst Slawische hatte sich im Laufe der Jahrhunderte längst zum Deutschen gewandelt. Nach dem Ersten Weltkrieg schrieb Sprach- und Kaschubenforscher Friedrich Lorentz: "Die kaschubische Sprachinsel, die noch um 1900 am Garder- und Leba-See existierte, und einige isolierte Gruppen, die im nördlichen Teil des Lebakreises lebten, haben ihre nationale Identität vermutlich bereits verloren." Die letzten in der einheimischen Sprache gehaltenen Gottesdienste hatten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattgefunden.

Wie lebten die hier Ruhenden?

Für das dritte Geheimnis - wie lebten die hier Ruhenden? – gab uns die Tafel ebenfalls den entscheidenden Lösungstip. Sie erwähnt – siehe oben - von der bestatteten Ruth Kötzsch, dass sie in den Jahren 1950 bis 1953 als Gemeindevorsteherin und als erste Mitarbeiterin des Freilicht-Museums Klucken wirkte.

Wir verließen den Friedhof und fuhren zum wenige Kilometer entfernte Museum in Klucken. Das zehn Hektar große Museumsdorf in Klucken lässt mit Zeugnissen der Wohn- und Arbeitswelt der Slowinzen zumindest ahnen, wie die Menschen am Südufer des Leba-Sees im späten 18. Jahrhundert bis um 1945 gelebt haben. Als Klucken nach dem Kriegsende und dem Exodus ein Geisterdorf ohne Ur-Einwohner und mit zerfallenden Häusern zu werden drohte, war 1958 der Plan zu einem Dorfmuseum entwickelt worden. Fünf Jahre darauf fand die feierliche Eröffnung statt.

Etwa 20 Objekte sind zu besichtigen, darunter sieben komplette Bauernhöfe sowie Scheunen, Viehställe, Backöfen sowie Lager für Boote und Fischergeräte. Alle Gebäude sind in slowinzischer Bauweise als Fachwerk mit Schilfdach erbaut. Eine Gaststätte lädt zu Speis, Trank und zur Übernachtung ein.



Familie Barnow aus Klucken / Kluki

Lebendig dokumentieren Bauten und deren Inventar das Dasein derjenigen, die auf dem Waldfriedhof zur letzten Ruhe gebettet worden sind, und jener, die ihre Heimat in Richtung West verlassen mussten bzw. wollten. Sie lebten vom Fischfang im Leba-See, vom Getreideanbau und der Torfgewinnung. Torf

wurde als Brennstoff, als Streu in Ställen sowie als Düngemittel genutzt. Der ausgegrabene Bodenschatz musste zuerst auf den Wiesen getrocknet, dann auf die Höfe gekarrt und schließlich unter dem Dachfuß gestapelt werden. Ihre harte Arbeit im Torf nannten die Einwohner "Schwarze Hochzeit". Unter diesem Namen findet alljährlich Anfang Mai ein Volksfest in Klucken statt, mit dem an das Leben damals erinnert wird.



Museumsdorf in Klucken / Kluki

Den Grundstock der Anlage bildet das ehemalige Anwesen der Familie Reimann. In ihrem Haus aus dem Jahre 1850 wohnte auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg der 1894 geborene Otto Reimann, evangelischer Lektor in Klucken. Am 30. März 1957 verließ er mit seiner Ehefrau Marta seinen Heimatort in Richtung Bundesrepublik. Der Name von Paul Reimann findet sich auf dem oben abgebildeten Gedenkstein. Zum Reimannsches Anwesen gehören zwei das Wohnhaus flankierenden Wirtschaftsgebäude, in denen altes Handwerk - vor allem Spinnen und Weben – präsentiert wird. Ziehbrunnen wie der hinter dem Wohnhaus waren in Klucken bis weit nach 1945 in Gebrauch.

Am Originalstandort – direkt neben dem Reimann-Gehöft - befindet sich ein gleichfalls 160 Jahre altes Zweifamilienhaus. Letzte Eigentümer waren der dort auch verstorbene Landwirt Albert "Pätzen Albert" Klück (1877-1956) mit Frau Adeline Ruch (1870-1945) nebst Kindern sowie der 1957/58 in die Bundesrepublik ausgereiste Landwirt Heinrich Jost (1888-nach 1958) und dessen Geschwister Johann und Johanna. Hinter dem Haus befinden sich ein Backofen und ein Kartoffelkeller sowie ein Fischlager mit Booten und viel Zubehör aus den Zeiten der Fischerei auf dem Leba-See. In den Wirtschaftsgebäuden des Wohnhauses wird die Kunst des Seilers und des Töpfers vorgestellt.

Dank unsere Zufallsentdeckung eines Friedhofes im düsteren Wald von Klucken erfuhren wir über Leben und Sterben der Slowinzen und ihrer Nachfahren. Sie sind nicht vergessen – auch wenn am Ewigkeitssonntag wahrscheinlich keiner an den fernen Gräbern stehen wird.

Text und Fotos Peter Mugay

PS. Weitere Informationen zum Friedhof von Klucken gibt es unter:

http://www.cmentarze_slupsk.republika.pl/kluki.html

<http://www.bagnowka.com/?m=cm&g=show&idg=3009>

Impressum und Kontakt

Die erste Ausgabe von „Peters Patrioten-Postille – Alarm für Deutschland“ erschien aus Anlass des 308. Geburtstages von Friedrich dem Großen am 24. Januar 2020.

CHEFREDAKTEUR (V.I.S.D.P.): PETER MUGAY

Bestellungen, Zuschriften jeglicher Art (z.B. Leserkommentare, Anfragen, zur Veröffentlichung gedachte Beiträge, Bestellungen, Abbestellungen etc.) bitte richten an

peters-patrioten-postille.de

oder

Peter.Mugay@t-online.de

oder

Peter Mugay, Triftweg 29 in 16552 Mühlenbecker Land, Deutschland

(Die PPP entstehen ohne jegliche finanzielle Zuwendungen)

03) »Mit Dialekten definieren sich Gemeinschaften«

Er beherrscht fast ein Dutzend Sprachen und Dialekte. Wenn es um Sprach- und Dialektforschung geht, kommt man an Heinrich J. Dingeldein nicht vorbei. Im Interview spricht er über die Herkunft, die Situation und Zukunft von deutschen Mundarten im östlichen Europa



Foto: Heinrich J. Dingeldein © Markus Nowak

02. November 2021

Er spricht Französisch, Englisch, kann Latein, Altgriechisch, Hebräisch, Jiddisch, Esperanto, Afrikaans, Rumänisch und Rheinfränkisch. Wenn es um Sprach- und vor allem um Dialektforschung geht, kommt man im deutschsprachigen Raum an Heinrich J. Dingeldein nicht vorbei. Er studierte u. a. Deutsche Sprache und Literatur und legte das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ab. Es folgten Magisterexamen in Linguistik in San Marino, Promotion in Marburg/Lahn und 1997 die Habilitation. Jahrelang arbeitete Dingeldein am Deutschen Sprachatlas und dem

Hessen-Nassauischen Wörterbuch. Seit den neunziger Jahren war er als Gastprofessor an mehreren Hochschulen in Ungarn und Rumänien tätig. Im Interview mit Markus Nowak spricht er über Dialekte und die Forschung daran.

Herr Professor Dingeldein, es gibt da dieses Sprichwort: »Eine Sprache ist ein Dialekt, mit einer Armee und einer Marine« ...

... das ist von Max Weinreich, der in Marburg 1923 promovierte und an einem Sprachatlas des Jiddischen arbeitete.

Was ist damit gemeint?

Sprache hat mehrere Bedeutungen. Es gibt die Zeichensprache, die Sprache der Delfine, Sprache auch als Zeichensystem. Aber die gesprochene Sprache, die dem Menschen eigen ist – mit Stimme, Lippen, Zunge und dem Sprechorgan – kann Welten in den Köpfen entstehen lassen. Das ist Sprache in ihrer vielgestaltigen Bedeutung. Mit der Kodifizierung in Wörterbüchern und Grammatiken, also der Normierung als eine eigentlich nicht zu verändernde, aber sich selbst doch stetig verändernde Sprache, ist noch eine andere Bedeutung entstanden: nämlich das Gegenteil von Sprache, der Dialekt. Er ist nicht von der Obrigkeit reglementiert, sondern die Leute entscheiden – ohne dass sie darüber abstimmen oder ohne dass darüber ein Gesetz besteht –, wie sie sprechen wollen.

Versteht man als Dialekt-Forscher alle deutschen Dialekte?

Es ist immer so, dass die »Überdachung Sprache« in gewisser Weise die Verständigung ermöglicht. Man versteht die grammatischen Strukturen, also Strukturen der Wortgrammatik und der Satzgrammatik. Man kann sie erkennen, aber das muss nicht heißen, dass man sie auch spricht. Ich verstehe zum Beispiel die Zimbern aus der Nähe von Verona nicht, deren Sprache jener des althochdeutschen Hildebrandslieds noch ähnlich ist. Ein Schweizer versteht in der Regel einen Friesen nicht. Der Schweizer kann in der deutschen Schriftsprache reden, auch wenn er sie nicht im Alltag spricht, sondern einen Dialekt des Schweizerdeutschen.

Wie entstehen Dialekte?

Wir hatten ein Symposium zur Theorie des Dialektes, und dabei sind wir darauf gekommen, dass Dialekt eine Sprache ist, die von einer zu definierenden Gemeinschaft gesprochen wird, die nicht standardisiert und vorgeschrieben ist, und bei der man zu der in diesem Gebiet vorherrschenden Standardsprache eine maximale Regeldistanz findet. Es finden darin dialektale Wandelprozesse statt, die der Sprachatlas seit 1876 zu erfassen versucht – etwa im Kartenbild. Darauf kann man sehen, dass dort, wo ein gemeinsamer Verkehr herrscht, sich die Sprache vereinheitlicht und dort, wo Verkehr behindert wird – also beispielsweise durch breite Flüsse, Gebirge oder politische Grenzen – eben nicht. Im deutschsprachigen Raum gab es nach der Reformation zudem auch noch Konfessionsgrenzen. Dialekt ist immer eines der wesentlichen Elemente gewesen, mit dem sich Gemeinschaften definiert haben ...

Wie werden Dialekte vermittelt?

Es muss eine Gemeinschaft da sein, die den Dialekt spricht. Und diese Gemeinschaften brechen momentan radikal weg. In meiner Ausbildungszeit etwa gab es eine Lehrergeneration, die Dialekt als Sprachbarriere begriff und dachte, er wäre linguistisch

betrachtet ein Humbug erster Güte. Wobei es sehr interessant ist, dass man in der sprachlichen Entwicklung immer von »Muttersprache« spricht. Dabei ist es nicht die Sprache der Mutter, die die Kinder sprechen, sondern die der Sprachgemeinschaft – der Peer-Group. Früher kamen die Ehefrauen in der Regel nicht aus dem Dorf selbst, sondern hatten von außen eingeheiratet – Exogamie. Und trotzdem blieb der Ortsdialekt gleich.

Der Kindergarten oder die Schule sind also die eigentlichen Dialekt-Schmieden ...

... ja, in der kindlichen Spielgemeinschaft. Aber in beiden wird eben jetzt immer weniger Dialekt weitergegeben. Wenn es um die Integration der Zuwandernden geht, gehört eben mit dazu, dass sie ein gutes Deutsch beherrschen. Unser Dorf beispielsweise ist nach dem Krieg auf 900 Einwohner gewachsen, weil viele Sudetendeutsche zugezogen sind. Deren Kinder lernten sehr schnell unseren Dialekt und waren integriert. Mittlerweile ist es aber so, dass die Zuwanderung nur noch in vorgegebenen Mustern läuft und alle Hochdeutsch sprechen sollen. Ich werde oft zu Veranstaltungen eingeladen und gebeten zu erklären, wie der Dialekt erhalten werden kann. Meine Antwort ist: Gegen das Aussterben der Dialekte kann keiner etwas machen. Das ist die von Hegel so schön beschriebene »Eule der Minerva«, die erst in der Dämmerung anfängt zu fliegen. Das ist mit den Dialekten genauso: Erst wenn sie verschwinden, fällt allen auf, dass sie erhalten werden sollten. Wenn sie aber gelebt werden, sind sie eine so klare, alltägliche Selbstverständlichkeit, dass man sich darüber keinen Kopf macht.

Aber es gibt Gebiete, in denen verstärkt Dialekt gesprochen wird, anderswo weniger. Wie kommt das?

Es hat sich herausgestellt, dass die Dialekte dort am lebendigsten sind und sich gleichwohl verändert haben, wo die Wirtschaft am stärksten ist. Wo die Wirtschaft am schwächsten ist und man in einen Rückstand geraten ist, dort verschwinden die Dialekte. Weil nämlich auch das Selbstbewusstsein verloren geht, das zu Dialekten dazugehört. Wenn Sie vor 15 Jahren hier bei mir zu Gast gewesen wären und wir hätten meine Nachbarin getroffen, dann hätten Sie diese in Alltagstracht gesehen. Die trug man damals noch.

Das ist jetzt alles weg. Die lebendigsten Dialekte findet man vor allem bei den Schwaben, in Bayern und auch in der Mannheim-Ludwigshafener Gegend. Der Anteil der Dialektsprecher ist relativ hoch, wo es ein gutes Einkommen gibt und den Stolz, aus einer bestimmten Region zu stammen. Dort hat sich das Bewusstsein gehalten, das man auch hören darf, wo jemand herkommt. In den ärmeren Gegenden entwickelte sich das Bewusstsein, dass man neutral sprechen muss, damit man überall, wo sich eine Chance bietet, eine Arbeitsstelle finden kann.

Kam es im Zuge von Flucht und Vertreibung zur Vermischung der Dialekte, wenn etwa Vertriebene auf Einheimische trafen?

Ja, in sehr unterschiedlicher Art und Weise. Zum Beispiel war im gesamten mittelhessischen Raum – das kann ich generalisieren – der Zuzug der Flüchtlinge ein Anlass dafür, den eigenen mittelhessischen Dialekt infrage zu stellen. Sobald jemand etwa aus dem Sudetenland in einer Gesprächsrunde dabei war, sprach man Hochdeutsch. Bei mir im Dorf gibt es einige Sudetendeutsche. Wenn die aufeinandertreffen, fangen die an in ihrem Dialekt zu sprechen. Das ist einfach so, weil die Umgebung stimmt und ein Partner da ist. Aber nach dem Krieg wurden die Leute bewusst nicht kompakt angesiedelt, sondern zerstreut. Man wollte sie nicht zu einer politischen Einheit werden lassen, damit niemand auf die Idee

kommt, geschlossen wieder in die alten Gebiete umsiedeln zu wollen. Auf Veranstaltungen wie bei den Sudetendeutschen Tagen oder innerhalb der Familie sprachen die Leute noch Dialekt. In der nächsten Generation ging das schon nicht mehr.

Wie ist das für einen Sprachwissenschaftler, wenn Dialekte, die über Hunderte von Jahren gewachsen sind, plötzlich wegfallen?

Dann sind sie fort. Als die Völkerwanderung stattfand, sind auch Dialekte verschwunden. Daran kann sich niemand mehr erinnern. Es tut nur denjenigen leid, die etwas verlieren – also, die den früheren Zustand kennen. Für jüngere Generationen ist das kein Problem, weil sie einfach keinen Dialekt mehr sprechen.

In den Sechzigern war das der ausschlaggebende Grund für das große Projekt »Deutsches Spracharchiv«, in dem Vertriebenen-Dialekte aufgenommen wurden. Im westlichen Deutschland, in der Bundesrepublik, hat man im Abstand von vierzig Kilometern Dialekte auf Tonband aufgenommen, und zwar von der alteingesessenen Bevölkerung jeweils eine ältere Person und eine jüngere Person, aber auch von den Flüchtlingen aus dem Osten. So konnte man feststellen: Der kommt aus Oberschlesien, jener aus Ostpreußen, dieser ist ein Ungarndeutscher oder er kommt aus dem Banat. Aus einem wissenschaftlichen Grund wollte man die Dialekte konservieren, also unsere Mustersätze, die vierzig Wenkersätze zur Erhebung von Dialekten, mit denen man alle grammatischen Formen herausanalysieren kann.

Die Vertriebenen haben sich in sogenannten Heimatstuben versammelt. Konnte man die Dialekte nicht auch erhalten?

Ein Spinnrad ist ein Spinnrad, um damit Wolle zu spinnen. Der Dialekt ist ein Dialekt, solange man ihn spricht. Wenn das Spinnrad in ein Museum kommt und darunter ein Schild steht »Bitte nicht berühren«, weil man es bewahren will, dann ist es kein Spinnrad mehr, sondern ein Ausstellungsobjekt. Und so muss man das auch mit dem Dialekt sehen. Sobald ein Dialekt nicht mehr über die Lippen geht, weil er nicht mehr gesprochen wird, besteht er nicht mehr weiter.

Aus: KK,

<https://www.kulturforum.info/de/kk-magazin/im-gespraech/8494-mit-dialekten-definieren-sich-gemeinschaften>

04) Das oberschlesische Herz schlägt po naszymu

Gegenwart und Vergangenheit der Alltagssprache der Oberschlesier gehen Hand in Hand mit der Geschichte der Region. Die Grenzen änderten sich, die Sprache trägt ihre Spuren. Heute von Aktivisten standardisiert, war sie noch vor vierzig Jahren verboten. Der Rückblick auf die Zeit damals ist der Sprung in eine andere Welt. Ein Essay über die Mundart der heutigen Oberschlesier. Von Evelyne A. Adenauer



Nickischschacht/Nikiszowiec ist eine historische Arbeitersiedlung in Kattowitz/Katowice und gilt oft als Filmkulisse für Produktionen über das oberschlesische Kohlerevier. ©Markus Nowak

02. November 2021

Vor einiger Zeit stieß ich zufällig im Internet auf ein altes Klassenfoto aus meiner ersten Klasse. Das polnische Pendant zu Stayfriends oder Facebook zeigt das Foto als Symbol für die gesamte Schule in Groß Strehlitz/Strzelce Opolskie bei Oppeln/Opole, die ich rund drei Jahre lang von 1985 an besucht habe. Das gleiche schwarzweiße Foto klebt in meinem Album mit meiner Portraitaufnahme, und bis ich es im Internet wiederfand, erschien es mir wie das Zeugnis einer unglaublich fernen Welt, eines Oberschlesien, das es nicht mehr gibt. Keines der Kinder von damals hatte für mich noch einen Namen, und ich wusste nur zu berichten, welches Mädchen meine Freundin gewesen war. Sie hatte damals in den achtziger Jahren viele Sachen aus Deutschland, ein schönes Stiftemäppchen beispielsweise, das ihr bald geklaut wurde.

Obwohl auch meine Familie Verwandtschaft in der Bundesrepublik hatte, besaß ich all das nicht, und obwohl Deutschland immer präsent war, blieb es für mich zugleich das große Unbekannte.

Meine Freundin war die erste aus der Klasse, die mit ihrer Familie Oberschlesien verließ. Meine aktuelle Internetrecherche ergab, dass ungefähr die Hälfte der damaligen Erstklässler nicht mehr in Schlesien lebt und es die meisten nach Deutschland verschlagen hat.

Kindheit mit Geheimsprache

Wir lernten damals schönsten Polnisch in der Schule und auf meinem Portraitfoto halte ich stolz das Lehrbuch Litery (»Buchstaben«) vor meinem Oberkörper. Bei meinen Großeltern gab es eine andere Sprache, von der es hieß, ich dürfe niemandem davon erzählen, eine Geheimsprache sozusagen. Manche Kinder in der Klasse hatten eine babcia (Oma), ich eine öma. Jene aßen ziemniaki (Kartoffeln) und pomidory (Tomaten), bei ihr aber gab es kartöfle und tōmaty. Die Sprache war derart geheim, dass mir niemand ihr Mysterium erklärte, nicht, woher sie kam, und auch nicht, warum sie bei uns zuhause gesprochen wurde. Ein Mysterium war auch, weshalb meine Großmutter deutsche Gedichte in mein

Poesiealbum schrieb, dazu noch in der alten deutschen Schreibrift, die ich nicht einmal lesen konnte. Ich wusste nicht, wie viele der anderen Kinder zu Hause diese Geheimsprache benutzten. Für mich jedenfalls war sie eine Alltäglichkeit und ich lernte sie wie das Atmen.

Ślōnskō gödkã (geschrieben auch als ślōńsko godka oder ślůnsko godka) durfte in der Volksrepublik Po-len nicht gesprochen werden, denn es galt als Deutsch. Allerdings verstand und versteht niemand aus Deutschland die Sprache der Oberschlesier, die sie selbst als *po naszymu* («auf unsere Art») bezeichnen, denn sie ist zu polnisch. In der Volksrepublik war sie der Beweis für eine andere Vergangenheit Ober-schlesiens, die in der offiziellen Geschichtsschreibung nicht vorkommen durfte. Außer der Piasten-Dynastie und den Aufständen nach dem Ersten Weltkrieg gab es in unseren Schulbüchern nicht viel zu berichten, alles dazwischen war ... geheim. Damals in der ersten Klasse kauften wir bei einer seltenen Bücherlieferung in der Buchhandlung einen Comic über die Piasten, der zweisprachig war, Polnisch und Deutsch, aber voller Glorie auf jene Zeit. Ich besitze ihn noch als ein Zeugnis der Vergangenheit. 1988 erschien auch ein Buch mit schlesischen Witzen, noch in einer Schreibweise, die dem Sprechen folgte, *Śląskie beranie czyli humor Górnego Śląska* («Schlesische Schwänke und der Humor Oberschlesiens»). Überhaupt waren die ersten Bücher Sammlungen von Witzen, als ob die Oberschlesier immerzu lachen würden. Ich habe auch noch die Bücher der ersten Schuljahre, die ich für meine außerordentlich guten Noten erhielt, mit Widmung der Lehrer und Stempel. Mein Name, der darin eingetragen wurde, war bald ein anderer, denn auch die oberschlesischen Nachnamen, nach 1945 polonisiert, wurden mit der Ausreise nach Deutschland (beziehungsweise ab 1989 auch für die Verbleibenden) wieder die von früher.



Die Autorin mit ihrer Fibel in der ersten Klasse. ©E.Adenauer

Heute darf jeder po naszymu sprechen, mehr noch: Aktivisten in Oberschlesien übersetzen inzwischen Literaturklassiker nach einer neuen Standardisierung ins Oberschlesische, sie schreiben neue Bücher po naszymu, geben Wörterbücher heraus. Es gibt Übersetzungen von Weltliteratur und bekannten Kinder-büchern. Vergangenes Jahr erschienen *We muminkowyj dolinie* (Die Mumins. Eine drollige Gesellschaft) und *Przigiody ôd Alicyje we Kraju Dziwów* (Alice im Wunderland).

Die Geschichte einer Grenzregion

Trotz aller Wörter- und Lehrbücher bleibt das Oberschlesische so divergierend wie die Region selbst. Was in Kattowitz/Katowice und Umgebung gesprochen wird, ist so anders als das, was die Menschen in Groß Strehlitz/Strzelce Opolskie sprechen. Und es genügt ein kleiner Ausflug ein paar Dörfer weiter, um wiederum andere Begriffe zu hören, über die teilweise nur der Kopf geschüttelt werden kann. Das Ober-schlesische bleibt ein Signum für all das, was diese Region ausmacht, mit einer Vergangenheit, die keine beständigen Grenzen kannte und einer Gegenwart, die Oberschlesien zu oft auf das Industriegebiet reduziert.

Dabei haben die Kinder aus Groß Strehlitz eine andere Geschichte als die Kattowitzer Kinder, deren Stadt schon 1922 an Polen fiel. Sie, deren Familien aus der Region stammten, hatten Großeltern, die bis 1945 in einem deutschen Staat lebten, die aber den Nationalsozialisten suspekt waren, weil sie »Wasser-polnisch« sprachen. Sie hatten Großväter, die in der Wehrmacht Dienst leisten mussten und Urgroßväter, die im Ersten Weltkrieg für das Deutsche Reich gekämpft hatten. Sie sprachen po naszymu und wussten oft nicht, wie sie das benennen sollten. Manche sagten, zu Hause werde Polnisch gesprochen, bloß hätte sie ein Pole nicht verstanden.

Als die Bevölkerung der Region vor hundert Jahren in einer Abstimmung über die staatliche Zugehörigkeit entscheiden durfte, waren die Vorfahren dieser Kinder gespalten bis weit in die Familien hinein, denn sie fragten zum ersten Mal nach ihrer Identität – und fanden nur schwer eine Antwort. Schon da-mals zeigte sich, dass ihre Sprache keine nationale Konnotation hatte. Trotzdem wurden die Menschen ausschließlich in Deutsche oder Polen eingeteilt. Miroslaw Syniawa hat diese schwierige Zeit sehr gut in einem Gedicht (aus dem Buch *Cebulowö ksiynga umartych* [»Zwiebelhaftes Totenbuch«], erschienen 2018 im Verlag Silesia Progress) zusammengefasst:

»Polska, Miymcy, wybiyrej, a jö tam – wyböczcie / to, co powiyim terözki – jeszcze jednä przidöm / na tyj szkartce ôpcyjõ: do rzici mi skoczcie!« (»Polen, Deutschland, wähle, und ich – verzeiht/das, was ich nun sage – noch eins füge ich hinzu/die Option auf der Karte: Ihr könnt mich mal!«)

Fast alle Kinder von damals haben dank meiner Internetrecherche wieder einen Namen bekommen. Sie sind Erwachsene in Oberschlesien sowie verstreut über die Bundesrepublik und anderswo. Außer unserer kleinen Vergangenheit eint uns nichts mehr, ganz unabhängig davon, in welchem Land wir heute leben. Die Welt, in der jedes Paket aus der Bundesrepublik wie ein Weihnachtsfest anmutete, dessen gebrauchte Kleidung einen Geruch hatte, den kein Waschmittel des damaligen Polen herstellen konnte, eine Welt, in der sogar die Schokolade aus der DDR ein schöneres Papier hatte als die polnische – wenn es sie denn gab – und vor allem eine Welt voller Geheimnisse, die gibt es nicht mehr. Die Geheimsprache darf auf der Straße gesprochen werden, die polonisierten Namen klingen wieder wie früher, Ortsschilder sind mancherorts zweisprachig, die deutschen Relikte der Orte haben ihre Geschichte zurückbekommen. Die Oberschlesier sprechen po naszymu,

viele lernen Deutsch und manche in Deutschland lebende haben das Polnische verlernt. Manche suchen tiefer in der Vergangenheit und versuchen, ihren Ahnen auf die Spur zu kommen, was gar nicht so leicht ist, denn wenn die Vergangenheit spricht, ist schwer festzustellen, wer da spricht, wie Syniawa im Vorwort zu seinem Gedichtband schreibt: »jeźli były to głosy z tamtego świata abo die Stimmen des kollektiven Unbewussten – jedne i druge sōm przecã niy z tego świata« (»wenn das die Stimmen aus dieser Welt oder Stimmen des kollektiven Unbewussten waren – das eine wie das andere ist schließlich nicht von dieser Welt«). Denn nichts Schriftliches gibt es, das Zeugnis sein könnte, wie die Sprache der Oberschlesier vor Jahrhunderten geklungen hat. Sie arbeiteten, gingen sonntags zur Kirche, sie beteten, liebten und kämpften, wenn sie denn mussten, und waren stolz auf ihre körperliche Tätigkeit.

Es gäbe nur eines, das die Kinder von damals vereinen könnte, und das ist das Oberschlesische. Viel-leicht können es heute nicht mehr alle sprechen, vielleicht schmunzeln einige bisweilen über so manchen Ausdruck, aber die Sprache bleibt Heimat. Und wenn Oberschlesier an Heiligabend (wilijö) kochen, dann kochen sie eine graue Hanfsuppe, die siymiyniötka genannt wird, und dann folgt der Karpfen mit Kartoffeln und Kraut, und natürlich mōczka und makōwka. Der Duft dieser traditionellen Speisen aus Mohn und Trockenobst macht für alle Menschen, die aus Oberschlesien stammen, erst Weihnachten aus und es gibt dieses Weihnachten nicht ohne die Sprache, denn es existieren keine anderen Bezeichnungen für diese Speisen. Die Feinheiten in der Zubereitung sind dann so verschieden, wie die kleine Region es ist, und selten ist ein Rezept so gut, wie man es aus der eigenen Familie kennt.

Vielleicht essen die Kinder von damals auch heute diese Köstlichkeiten, die meisten jedenfalls, da bin ich mir sicher. Vielleicht tragen sie unsere schwarzweiße Vergangenheit bunt weiter und trauen sich zu sagen, dass sie aus diesem so schwer fassbaren Oberschlesien kommen, wo Vergangenheit und Gegenwart dann doch verschmelzen und in den ober-schlesischen Herzen alles auf ganz eigene Art eindeutig ist.

Aus: KK,

<https://www.kulturforum.info/de/kk-magazin/momente/8495-das-oberschlesische-herz-schlagt-po-naszymu>



05) Paurisch ist cool. Kaufbeuren-Neugablonz - Ein Stadtteil spricht Dialekt

• Paurisch ist cool

Mit Hören leichter verstehen



• wir-nopperrn.de

Der Treffpunkt für Nopperrn



- **Der Dialekt des Stadtteils**

Kaufbeuren-Neugablonz



Drhejme

Liebe Besucher der Homepage „wir-noppern.de“

Ich begrüße Euch sehr herzlich. Im Folgenden möchte ich Euch meine Idee „wir-noppern“ vorstellen und die Vision, die dahintersteckt.

Der Hintergrund:

Paurisch ist der alte Dialekt der Menschen aus Gablonz an der Neiße und dem Isergebirge. Nach der Vertreibung wurde Paurisch in Neugablonz zum identitätsstiftenden Merkmal, das die Menschen verbunden und Heimat geschaffen hat. Nach mehr als 75 Jahren in der neuen Allgäuer Heimat verschwindet die Mundart zunehmend aus dem Alltag des Kaufbeurer Stadtteils. Auf den Straßen in Neugablonz wird er immer seltener gesprochen. Da es nur noch wenige Möglichkeiten gibt, den Dialekt zu hören, fällt es auch Interessierten schwer, ihn zu sprechen oder gar zu erlernen. Auch die regelmäßig in der Allgäuer Zeitung erscheinende Paurisch-Kolumne „Nej suwos“ trägt nur bedingt zum Erhalt des Dialekts bei, da viele der interessierten Leser Schwierigkeiten mit der richtigen Aussprache haben.

Die Idee:

Durch die Bereitstellung möglichst vieler Videos, in denen man im Dialekt gesprochene Texte hören kann, möchte ich die Bewahrung unseres Dialekts unterstützen. Die Aufnahmen sollen die Noppenn-Sprache (Slang-Ausdruck für den paurischen Dialekt) sowohl für Alteingesessene wie auch Neubürger wieder attraktiv und alltäglich machen. Diese Beiträge werden auf der Homepage „wir-noppenn.de“ gesammelt und kostenlos bereitgestellt. So kann jeder Interessierte nahezu immer und überall Paurisch genießen, verbreiten oder lernen. Es gibt kaum einen anderen Dialekt, der soviel Charme und Gemütlichkeit ausstrahlt. Bitte teilen Sie die Beiträge auf möglichst vielen sozialen Medien und Kanälen mit Freunden und Bekannten.

Das Projekt:

Für das Projekt „Neugablonz - Ein Stadtteil spricht Dialekt“ gilt es zunächst, möglichst viele Texte zu vertonen oder zu verfilmen und diese Aufnahmen auf einem YouTube-Channel zur Verfügung zu stellen. Zusätzlich wird es zukünftig alle zwei Wochen zum Erscheinen der „Nej suwos“-Kolumne in der Allgäuer Zeitung den aktuellen Text als Video geben. Dann kann jeder, der beim Lesen Schwierigkeiten mit der Aussprache hat, parallel zum Video mitlesen, sich unterhalten lassen oder lernen. Ein Archiv mit älteren Ausgaben der „Nej suwos“-Texte wird nach und nach angelegt. Der 16-teilige Sprachkurs „Etze tun mr Paurisch Larn“ von Dr. Hans-Joachim Hübner wird aufgenommen und ebenfalls auf dem YouTube-Channel abrufbar sein. Außerdem ist ein umfangreicher Sprachkurs in Planung. Dazu wäre eine Verfilmung der Unterrichtseinheiten denkbar, dargestellt z.B. auch von Mitgliedern des Neugablonzer Theatervereins „Theater im Turm“.

Für Teile des Projekts suchen wir noch Sponsoren und Unterstützer. Möchten Sie die Initiative fördern? Mit Spenden? Mit Know-how und Zeit? Unterstützung ist sehr willkommen. Bitte melden Sie sich bei uns.

Der Impuls:

Der Auslöser war zweifellos der 3. September 2019: „mauke - die Band“ erhielt in München den Dialektpreis Bayern 2019! Auf der Rückfahrt ins Allgäu beschäftigte mich die Überlegung, was man außer unserer Musik noch zum Erhalt oder gar einem Aufleben unseres Dialekts unternehmen könne. In den folgenden Wochen führten zahlreiche Telefonate und Gespräche zu der Idee dieses Projekts, welches dann coronabedingt erstmal eingeschlafen ist. Da jetzt aber an der Fassade des Gablonzer Hauses in riesigen Buchstaben die paurische Einladung „reikuckn“ steht und noch dazu der Stadtteil Neugablonz sein 75-jähriges Jubiläum hat, war es höchste Zeit, das Projekt zu starten.

Die Unterstützer:

Da dieses Vorhaben sehr umfangreich und ohne zeitliche Begrenzung ist, erfordert es viel Unterstützung, welche bereits in den verschiedensten Formen angeboten und zugesagt wurde. Aktuell eingebunden sind bereits die Allgäuer Zeitung, der Bundesverband der Gablonzer Industrie, Kaufbeuren Tourismus und Stadtmarketing, der Gablonzer Mundartkreis und Kaufbeuren Kultur, nicht zu vergessen Gertrud Hofmann und Thomas Schönhoff. Allen genannten sage ich: Herzlichen Dank für die tolle Zusammenarbeit! Sehr konstruktiv begleitet Barbara Lackermeier von Kaufbeuren Kultur das Projekt von Beginn an und Ingrid Zasche vom Mundartkreis Neugablonz steht bei allen meinen Fragen immer, gerne und helfend zur Seite. Diesen beiden gilt mein besonderer Dank!

Nej suwos! Und: Viel Spaß!

Ihr Dieter Schaurich

Aus:

KK,

<https://mail.google.com/mail/u/0/#category/promotions/FMfcgzG1kjZHllmCpvZdmwjjiPnlMkTn>

<https://www.wir-noppenn.de/>

06) Der Gesang der Vögel wird immer leiser und monotoner – mit gewissen Ausnahmen in Tschechien

25 Jahre lang hat ein internationales Forschungsteam Bestandsdaten und Vogelgezitscher gesammelt. Die Aufnahmen und Berichte stammen von **200.000 Standorten** in **22 Ländern** in Europa inklusive den böhmischen Ländern sowie in den USA und Kanada. Fast überall haben die Lautstärke und die Vielfalt des Vogelgesangs in dieser Zeit abgenommen, wie die Fachleute im Magazin „Nature Communications“ beschreiben. Grund dafür sei, daß der Artenreichtum der Vögel zurückgegangen und die einzelnen Vogelpopulationen geschrumpft seien.

[Radio Prag berichtet darüber hier.](#)

<<https://deutsch.radio.cz/vogelgesang-immer-leiser-und-monotoner-mit-gewissen-ausnahmen-tschechien-8733456>>

Vogelgesang: immer leiser und monotoner – mit gewissen Ausnahmen in Tschechien

08.11.2021



Foto: WinnieC, Pixabay, CC0

Vögel in Europa und Nordamerika singen einer Studie zufolge leiser und eintöniger als noch vor wenigen Jahrzehnten. Dies kann laut Forschern auch Auswirkungen auf die psychische Gesundheit der Menschen haben. In Tschechien scheint allerdings die Verarmung des Vogelzitscherns nicht so massiv zu sein.



Foto: LSC, Pixabay, CC0

25 Jahre lang hat ein internationales Forschungsteam Bestandsdaten und Vogelgezwitscher gesammelt. Die Aufnahmen und Berichte stammen von 200.000 Standorten in 22 Ländern in Europa inklusive Tschechien sowie in den USA und Kanada. Fast überall haben die Lautstärke und die Vielfalt des Vogelgesangs in dieser Zeit abgenommen, wie die Fachleute im Magazin „Nature Communications“ beschreiben. Grund dafür sei, dass der Artenreichtum der Vögel zurückgegangen und die einzelnen Vogelpopulationen geschrumpft seien.

Auch tschechische Forscher waren an der Studie beteiligt. Petr Voříšek von der Tschechischen Ornithologischen Gesellschaft beschrieb gegenüber den Inlandssendungen des Tschechischen Rundfunks die Lage hierzulande:



Petr Voříšek|Foto: ČT24

„In Tschechien gibt es viele Standorte, an denen der Rückgang der akustischen Vielfalt und der Stärke des Frühlingsvogelgezwitschers nicht so ausgeprägt ist. Es gibt sogar Orte, an denen es eine Zunahme gab. Zum Beispiel haben sich an dem Standort, an dem ich selbst seit Mitte der 1990er Jahre regelmäßig den Bestand der Vögel zähle, die Daten sogar verbessert.“

Unter anderem Mönchsgrasmücke, Kernbeißer und Goldammer seien an diesem Standort zu hören, so der Vogelexperte.

Dass das Vogelgezwitscher an gewissen Orten nicht leiser geworden ist, geht unter anderem auf die Zahl der Nachtigallen zurück. Diese steigt hierzulande nämlich an.



Foto: Vladimír Šoltys, Tschechischer Rundfunk

„Einige Vogelarten verschwinden, andere werden mehr. Man könnte daher denken, dass eine Stimme durch eine andere ersetzt wird. Entscheidend ist aber der Gesamtumfang der Vogelpopulation, und dieser schrumpft. Deswegen wird das Vogelgezwitscher leiser und monotoner.“

Schuld daran haben unter anderem die hochintensive Landwirtschaft mit dem Einsatz von Pestiziden sowie der Klimawandel.

Laut der Studie beeinflussen die schwindenden Klänge zudem, wie Menschen die Natur wahrnehmen. Dies habe sogar Auswirkungen auf die psychische Gesundheit, schreibt das

Team um Simon Butler von der University of East Anglia in Norwich. Denn der Gang in die Natur steigere Gesundheit und Wohlbefinden, und daran habe auch das Vogelgezwitscher seinen Anteil.

Autoren: [Markéta Kachlíková](#) , [Ondřej Ševčík](#)

Sudetendeutscher Pressedienst (SdP) Österreich, Nr.139, 2021

Wien, am 09. November 2021

07) Miniaturen-Park „Brandmühle“ in Böhmisches Kamnitz instandgesetzt

In **Böhmisches Kamnitz** / Česká Kamenice in Nordböhmen wurde nach etwa 70 Jahren ein Miniaturen-Park restauriert. Darin werden kleine Modelle von Häusern aus Lärchenholz und Beton gezeigt. Die Stadt bemühe sich langfristig, den Tourismus zu unterstützen, hauptsächlich rund um die Aussichtswanderstrecke „Brand“, sagte dazu Bürgermeister **Jan Papajanovský**. Die Felsenaussichten und der Miniaturen-Park befinden sich in einem Wald am Rande von Kamnitz, für dessen Instandsetzung sich die Stadt allmählich einsetzt.

Die sogenannte „Brandmühle“ wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts vom Tischler **Anton Gampe** geschaffen. Nach seinem Tod 1941 verfiel das Holzdörfchen allmählich.

Sudetendeutscher Pressedienst (SdP) Österreich, Nr.138, 2021

Wien, am 08. November 2021

08) Deutsch Weißkirch (rum. Viscri, ung. Szászfehéregyháza), Kreis Kronstadt (rum. Braşov, ung. Brassó) in Siebenbürgen/Rumänien

Liebe Rumänienfreunde,

wir möchten Sie nach langer coronabedingter Pause zu einem Jour Fixe vor Ort einladen. Leider ist unser "Stammlokal", das Restaurant Leonhardt, nicht mehr verfügbar, aber wir haben eine Alternative gefunden, nämlich das Pangea-Haus in Wilmersdorf <https://www.pangea-haus.de/home/> . Das Haus wurde dieses Jahr renoviert. Ganz abgeschlossen sind die Bauarbeiten nicht, aber es gibt im Parterre einen Raum, der sich für eine Veranstaltung mit 20-30 Personen gut eignet. Der Eingang erfolgt über den Innenhof.

Am Freitag, den 05. November wird Anette Schorb über ihre Jahre in Deutsch-Weißkirch berichten und aus ihrem Buch „Ein Dorf wie nirgends anderswo“ lesen. Weitere Einzelheiten können Sie der Anlage entnehmen.

Leider müssen wir bei dieser Präsenzveranstaltung die Coronabestimmungen beachten, d.h.

- Es gilt die 3 G - Regel: Nur geimpfte, genesene und negativ getestete Personen haben Zutritt. Bitte bringen Sie den Nachweis mit.
- Maskenpflicht und Abstand sind zu berücksichtigen.
- Außerdem bitte ich Sie um Anmeldung per Email an meine o.a. Emailadresse oder per Telefon 030 - 30 12 72 42 bis **spätestens 4. November**.

Mit freundlichen Grüßen

Gerhard Köpernik

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

www.deruge.org

Wir laden ein zum

„Jour Fixe“

am

Freitag, den 5. November 2021, 19.00 Uhr

im Pangea-Haus

**Trautenastr. 5, 10717 Berlin,
(U-Bahn Güntzelstr. Nordausgang)**

Anette Schorb

„Ein Dorf wie nirgends anderswo“

- Unsere 22 Jahre in Viscri/Deutsch-Weißkirch in Siebenbürgen -

Zunächst war es reine Abenteuerlust, die Annette Schorb und ihren Mann dazu verlockte, im Frühjahr 1997 endgültig nach Rumänien zu übersiedeln. Nicht bewusst war ihnen damals, in welch unruhige Zeiten sie hineingerieten. Sie fanden in dem kleinen abgelegenen Dorf Viscri/Deutsch-Weißkirch Menschen vor, die den ersten Teil ihres Lebens in einer anderen Welt verbracht hatten und einen hohen Preis für den Übergang in eine völlig andere brutale Wirklichkeit zahlten. So ergab sich die Notwendigkeit für ein soziales Engagement ganz von selbst. Zusammen mit anderen zugewanderten Deutschen brachten sie Hilfe für Schüler und medizinische Betreuung auf den Weg und arbeiteten an einem überaus erfolgreichen Projekt mit, das sich mit der Herstellung und der Vermarktung von Socken und Filzpantoffeln durch die Dorffrauen beschäftigte.

Die Entwicklung des Dorfes und seine Atmosphäre hat Annette Schorb in 19 Kapiteln ihres Buchs *„Ein Dorf wie nirgends anderswo“* beschrieben. Da wechseln Anekdoten aus dem Alltagsleben mit politisch-wirtschaftlichem Hintergrund wie dem Ausverkauf von rumänischem Ackerland an ausländische Investoren und fehlgeleiteten EU-Subventionen. Erzählt wird über den Bauernball am Silvesterabend, über Mütter im Schulalter und über Ion, der traditionell Ziegel brennt und sogar schon von Prinz Charles besucht wurde.

Nach 22 Jahren sind sie nun fortgezogen nach Berlin. Der Abschied wurde dem Paar nicht leicht. Auf dem allmorgendlichen Spaziergang über die Höhen um das Dorf blühten in ihrem letzten in Viscri verbrachten Sommer die Wiesenblumen besonders schön. „Ich denke immer, sie sagten uns „ramas bun“, lebwohl,“, sagt Annette Schorb.

Annette Schorb, geboren 1947 in Bergisch Gladbach im Rheinland, nach dem Studium in Bonn von 1971 bis 1996 Zahnärztin in München. Auf einer Urlaubsreise entdeckten sie und ihr Ehemann Roman Gühr ihre Liebe zu Rumänien und übersiedelten 1997 nach Viscri in Siebenbürgen. Hier hat sie über viele Jahre in der Leitung des Frauenvereins »Viscri începe« gearbeitet. Annette Schorb lebt heute mit Roman in Berlin.

*

Anmerkung der Redaktion:

Frau Anette Schorb wurde auf Bitten des Vorsitzenden der AG Ostmitteleuropa e.V. (AGOM) angesprochen mit der Einladung, Ihren Vortrag im 2. Halbjahr 2022 auch in diesem Verein AG Ostmitteleuropa zu halten. Dazu soll Frau Schorb geäußert haben: Bei einer Landsmannschaft spreche ich nicht!

"Die Ideologie der Landsmannschaften ist mir ganz fremd. Ich möchte dort nicht lesen.

Die Situation der Siebenbürger Sachsen, die in meinem Buch nur wenig vorkommen, war überdies eine völlig andere als die der Menschen, die nach dem Krieg die ehemals deutschen Gebiete verlassen mußten."

Nanu! „Die ehemals deutschen Gebiete verlassen mussten“?
(*Unterstreichung durch die Redaktion*)

Nun ist die AGOM zwar keine Landsmannschaft und sie ist entstanden als AG in der Gesellschaft für Erdkunde, gegr. 1828 - damit ist diese die zweitälteste geographische Gesellschaft der Welt - jedoch ist nicht zu leugnen, dass der Gründer der AGOM und auch aktuelle Vorsitzende, Diplom-Geograph Reinhard M. W. Hanke, gleichzeitig Vorsitzender der Landsmannschaft Westpreußen e.V. Berlin ist, die unter dem Namen „Westpreußisches Bildungswerk“ an einer anderen Stätte eigene Vortragsveranstaltungen durchführt. Selbige Westpreußen und Freunde haben auch in einer eigenen Studienreise Deutsch Weißkirch besucht!

Und warum engagiert sich der Geograph und Historiker Reinhard M. W. Hanke in der Landsmannschaft Westpreußen? Sein geographisches und historisches Interesse für Westpreußen (Herkunft der Mutter) wie auch für Schlesien (Herkunft des Vaters) und überhaupt für Ostmitteleuropa wird durch familiäre Bande stark befördert!

An dieser Haltung wird auch Anette Schorb nichts ändern!

Sagt Reinhard M. W. Hanke